

(Nachdruck verboten.)

27]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Es war vierzehn Tage später, am 1. Oktober, daß Cilla den Dienst verließ. Frau Schlieben hatte ihr ein gutes Zeugnis geschrieben; warum sie eigentlich entlassen war, das war dem Mädchen noch nicht recht klar, selbst als es auf der Straße stand. Die Frau wollte ein älteres erfahrenes Mädchen haben — so hatte sie gesagt —, aber das glaubte Cilla doch nicht recht, sie fühlte unbestimmt eine anderen Grund heraus: die mochte sie eben nicht leiden. Nun wollte sie erst einmal nach Hause fahren, ehe sie einen neuen Dienst annahm, sie fühlte Heimweh, und der Abschied hier aus der Stelle war ihr schwer geworden — des Jungen wegen. Wie hatte der geweint! Gestern abend noch. Er hatte sich an ihren Hals gehängt und sie vielfach geküßt, der große Junge, wie ein kleines Kind! Und so viel hatte er ihr noch sagen wollen. Oben auf dem dunklen Flur hatten sie gestanden miteinander gestern abend, da scheuchte sie der Tritt der Frau, die die Treppe heraufkam; gerade noch, daß er in seine Stube hatte entweichen können.

Und nicht einmal Adieu hatte sie ihm heute sagen können, dem guten Jungen! Denn als er kaum in der Schule war, hatte die Frau gesagt: „So, nun können Sie gehen!“ Ganz verduht war sie gewesen, hatte sie doch darauf gerechnet, erst am Nachmittag fortzukommen. Aber nun war das neue Hausmädchen, eine Aeltliche mit spitzem Gesicht, auch schon eher angezogen; was sollte sie da auch noch? So hatte sie nur noch rasch die Heiligenbildchen aus ihrem Gebetbuch alle in ein Papier gewickelt und in die Schublade von des Jungen Nachttisch gesteckt — da würde er sie gewiß finden — und „Gruß von Cilla“ darauf geschrieben. Dann war sie abgezogen.

Ihren Korb hatte Cilla als Frachtgut aufgegeben, nun hatte sie nichts zu tragen als ein kleines Ledertäschchen und einen Pappkarton mit Stricken verschnürt. So konnte sie rasch vorankommen. Aber als sie dem Stadtbahnhof zuing, blieb sie auf einmal stehen: um ein Uhr war die Schule aus, nun ging es gegen elf, es kam wirklich nicht darauf an, wenn sie etwas später abfuhr. Wie würde er sich freuen, wenn sie ihm noch Adieu sagte und „Vergiß mich auch nicht!“

Sie drehte um. In der Nähe der Schule würde sich schon eine Bank finden, da wollte sie auf ihn warten.

Die Vorübergehenden schauten neugierig nach der jungen Person, die wie ein Soldat, still und steif, in der Nähe des Gymnasiums auf Posten stand. Eine Bank hatte Cilla nicht gefunden; sie traute sich nicht weit vom Eingang fort, aus Angst, ihn zu verpassen. So stand sie denn, mit ihrem kleinen Täschchen am Arm, den Karton hatte sie zur Erde gesetzt. Ab und zu fragte sie jemanden, wieviel Uhr es sei. Die Zeit verging langsam; endlich war es bald eins. Da fühlte sie ihr Herz klopfen: der gute Junge! Schon sah sie seine dunklen Augen freundlich aufglänzen, hörte sein erstauntes: „Cilla, Du?“

Ihren Hut zurecht rückend auf dem schönen blonden Haar, ein höheres Rot auf den roten Wangen, sah Cilla unverwandt hin nach dem Schultor: gleich würde es klingeln — dann kam er angestürmt — da — auf einmal sah sie die Frau. Die — ?! Mit schnellen Schritten kam Frau Schlieben aufs Schultor zu. O weh!

Mit ein paar raschen Sätzen sprang das Mädchen hinter ein Gebüsch: die holte heute selber ihren Wolfgang ab?! Ach, da mußte sie ja gehen! Und sehr betrübt schlich sie zum Bahnhof. All die Freude, in der ihr Herz geklopft hatte, war hin; aber einen Trost hatte sie doch: der Wolfgang würde sie nicht vergessen. Nein, nie!

Wolfgang war sehr erstaunt, als er seine Mutter sah. Er brauchte doch nicht abgeholt zu werden?! Das hatte sie doch auch früher nicht selber getan?! Er war unangenehm berührt. War er denn ein kleines Kind? Die anderen würden ihn auslachen! Ein Unmut brannte in ihm, aber der Mutter Güte entwaffnete ihn.

Sie war heute besonders weich und sehr gesprächig. Sie fragte ihn nach all dem, was sie heute in der Schule gehabt hatten, schalt auch nicht, als er gestand, er habe zehn Fehler im lateinischen Extemporale gemacht, im Gegenteil, sie verhielt ihm einen Ausflug nach Schildhorn am Nachmittag. Es war ja so ein schöner, sonniger, fast sommerlicher Herbsttag. Ganz vergnügt schlenderte der Knabe neben ihr her, seine Bücher am langen Riemen schlängelnd. Daß Cilla heute abgehen sollte, hatte er augenblicklich ganz vergessen.

Freilich, als sie nach Hause kamen und das fremde Mädchen ihnen öffnete, machte er große Augen, und als sie zu Tisch gingen und die neue mit dem spitzem Gesicht, die ausah wie ein Fräulein, die Speisen auftrug, hielt er sich nicht länger.

„Wo ist Cilla?“ fragte er.

„Die ist fort — Du weißt doch,“ sagte die Mutter so nebenhin.

„Fort — ?!“ Er wurde blaß und dann glühend rot. Also gegangen, ohne ihm Adieu zu sagen?! Er hatte auf einmal keinen Appetit mehr, obgleich er vorher solchen Hunger gehabt hatte. Jeder Bissen würgte ihn; starr sah er auf seinen Teller, wagte nicht aufzublicken, denn er fürchtete, er könnte weinen.

Die Eltern sprachen über dieses und jenes — allerlei Gleichgültiges —, und in ihm schrie es: „Warum ist sie gegangen, ohne mir Adieu zu sagen?!“ Das fränkte ihn zu tief. Er konnte es gar nicht fassen — sie hatte ihn doch so lieb gehabt! Wie hatte sie's nur übers Herz bringen können, fortzugehen, ohne ihn wissen zu lassen, wo er sie finden konnte?! Es konnte nicht sein, das hatte sie nicht aus freiem Willen getan — sein Cilla, so von ihm gehen?! O nein, nein! Und gerade während er in der Schule war?!

Ein plötzliches Mißtrauen befiel ihn: an so etwas hatte er bisher gar nicht gedacht, aber nun war's ihm auf einmal klar — oho, dumm war er denn doch nicht! — eben weil er gerade in der Schule war, hatte sie fortgemußt! Die Mutter hatte die Cilla immer nicht leiden können, die hatte auch nicht gewollt, daß Cilla ihm Adieu sagte!

Unter gesenkten Wimpern hervor schoß der Knabe böse Blicke nach seiner Mutter: das war eine Schändlichkeit von ihr!

In verhaltenem Ingrimm murmelte er: „Gefegnete! Mahlzeit!“ und schlurte die Treppe hinauf in sein Zimmer. Im Schublädchen fand er sofort die verstaubten Heiligenbildchen — „Gruß von Cilla“ — da brach seine Wut aus und sein Schmerz. Er stampfte mit den Füßen und küßte die bunten Bildchen, und seine Tränen gaben lauter dunkle Flecke darauf. Dann polterte er die Treppe hinab ins Eßzimmer, wo der Vater noch am Tische saß und die Mutter am Büfett Obst und Kuchen in ihren Pompadur packte. Aha, sie hatte ja mit ihm spazieren gehen wollen! Das sollte ihm gerade einfallen!

„Wo ist die Cilla hin? Warum hast Du sie mir nicht Adieu sagen lassen?!“

Die Mutter sah ihn wie erstarrt an: woher erriet der Junge ihre allergeheimsten Gedanken? Sie brachte kein Wort heraus. Aber er ließ sie auch zu gar keiner Aeußerung kommen, seine noch hohe Knabenstimme überschlug sich in der Erregung und wurde dann tief und rau: „Ja, Du — o, ich weiß es genau — Du wolltest es nicht haben, daß sie mir Adieu sagt! Du hast sie fortgeschickt, damit ich sie nicht mehr sehen sollte — Du, Du! Das ist schändlich von Dir — das ist — das ist gemein!“ Er ging gegen sie an.

Langsam wich sie zurück — seine Hände hoben sich, wollte er sie schlagen?!

„Bengel!“ Des Vaters Faust packte ihn im Genick. „Was unterstehst Du Dich? Die Hand gegen Deine Mutter zu heben?! Du — Du!“ Der empörte Mann rüttelte den Knaben, dem die Zähne zusammenschlugen, und schüttelte ihn wieder und wieder. „Du — Du Rüpel, Du Nichtsnutz!“

„Sie hat sie mir nicht Adieu sagen lassen,“ schrie der Knabe dagegen, „sie hat sie weggeschickt, weil — weil —“

„Du willst Dich noch erdreisten, ein Wort zu —“

„Doch! Warum hat sie die Cilla mir nicht Adieu sagen lassen, die hat gar nichts getan, die hab' ich lieb gehabt, aber darum, gerade darum —“

„Schweig!“ Ein heftiger Schlag traf des Knaben Lippen. Schlieben kannte sich selber nicht mehr; seine Ruhe hatte ihn verlassen, des Knaben Widerseßlichkeit jagte ihn in die Höhe. Wie der sich gegen seine haltende Hand sträubte, ihm mit dreifachen Augen ins Gesicht sah! Wie der es wagte, die Stimme gegen ihn zu erheben! „Du“ — er schüttelte ihn — „also so frech?! So undankbar?! Was wäre aus Dir geworden — im Elend wärst Du verkommen — ja — sie hat Dich erst zum Menschen gemacht — Dich aufgelesen aus dem —“

„Paul!“ Der Schrei seiner Frau unterbrach Schlieben. Wie eine Sinnlose fiel ihm Käte in den Arm: „Nein, nein, laß ihn! Du sollst nicht, — nein!“ Sie hielt ihm den Mund zu. Und als er sie im Aerger von sich schob und den Knaben wieder fester packte, entriß sie diesen ihm und drückte wie schützend seinen Kopf in ihr Kleid. Sie hielt seine Ohren zu. Und angstvoll, die überweit geöffneten Augen im tief erbleichten Gesicht nach ihrem Manne sehend, flehte sie: „Kein Wort! Ich bitte, ich bitte Dich!“

Sein Born war noch nicht verdraucht. Wahrhaftig, Käte mußte nicht ganz bei sich sein! Was entzog sie denn den Knaben der wohlverdienten Züchtigung?! Mit hartem: „Aber Käte — kein Pardon!“ ging er von neuem auf den Knaben zu.

Da flüchtete sie diesen zur Tür hinaus, riegelte ab und stellte sich vor die Tür, wie um den Ausgang zu versperren.

Nun war Wolfgang fort. Nun waren sie beide allein, sie und ihr Mann, und mit dem vorwurfsvollen Ruf: „Du hättest es ihm beinahe verraten,“ wankte sie nach dem Sofa. Sie fiel mehr hin, als daß sie sich setzte, und brach in fassungsloses Weinen aus.

Mit großen Schritten ging Schlieben im Zimmer auf und ab. In der Tat, da hätte er sich von seiner Empörung beinahe hinreißen lassen! Aber wäre es denn ein Unglück gewesen, wenn er dem Jungen ein Licht aufgesteckt hätte?! Möchte der nur wissen, woher er stammte, und daß er nichts, eigentlich gar nichts hier zu suchen hatte! Daß er alles aus Gnade empfing! Es war durchaus nicht nötig, eher nachteilig als wünschenswert, ihm das zu verheimlichen. Aber wenn sie es denn durchaus nicht haben wollte!

Er unterbrach sein Hin- und Hergehen, blieb vor der in der Sofaecke Weinenden stehen und sah auf sie nieder. Sie tat ihm unendlich leid. Das hatte sie nun für all ihre Güte, ihre Selbstopferung, für all ihre Aufopferung! Sacht legte er ihr, ohne Wort, die Hand auf den tiefgesenkten Scheitel.

Da richtete sie sich jäh auf und haschte nach seiner Hand: „Und tu ihm nichts, ich bitte Dich! Schläge ihn nicht! Ich bin schuld — er hat's erraten. Ich konnte sie nicht leiden, ich habe ihn gekündigt, und dann habe ich sie heimlich fortgeschickt — nur, weil er sie lieb hatte, gerade darum! Ich fürchtete sie. Paul, Paul“ — sie rang reuevoll die Hände — „o Paul, ich schäme mich vor dem Kinde, ich schäme mich vor mir selber!“ —

Wolfgang hoßte oben in seiner Stube und hielt die Heiligenbildchen in der Hand. Die waren nun sein köstlichster, sein einziger Besitz; ein teures Andenken. Wo sie jetzt wohl sein möchte? Noch hier im Grunewald? Schon in Berlin? Oder noch viel weiter? Ach, wie er sich nach ihr sehnte! Ihr freundliches, ihm heimlich zulächelndes Gesicht fehlte ihm, und dies Vermissten steigerte sich bis zur Unerträglichkeit. Hier war ja keiner, der ihn so lieb hatte, wie sie ihn lieb gehabt — den er so lieb hatte, wie er sie lieb gehabt hatte!

Nun Gilla fort war, vermaß er, daß er sie doch auch oft ausgelacht und gehänselt hatte. Nun wuchs seine Sehnsucht ins Unbegrenzte, und ihre Gestalt wuchs mit. Wurde so groß und stark, so übermächtig, daß sie ihm den Blick benahm auf alles andere, was noch um ihn war. Er warf sich auf den Teppich und krallte die Hände hinein; so mußte er sich halten, sonst hätte er alles um sich zerichlagen, alles kurz und klein.

Das war der Tritt des Vaters auf der Treppe! Es rüttelte an seiner Tür. Möchte er rütteln! Wolfgang hatte sich eingeschlossen.

„Mache sofort auf!“

„Aha, nun gab's Prügel! Haltig wischte sich Wolfgang die Tränen ab, biß die Zähne zusammen und kniff die Lippen aufeinander.

„Nun, wird's bald?!“ Immer stärker wurde das Rütteln.

Da ging er und schloß auf. Der Vater trat ein; nicht mit dem Stock, den der Knabe in seiner Hand vermutet hatte, aber mit Born und Kummer auf der Stirn.

„Komm sofort herunter! Du hast Deine arme, gute — nur zu gute Mutter tief gekränkt. Komm jetzt zu ihr und bitte ab. Zeige ihr, daß Dir's leid tut — hörst Du?! Komm!“

Der Knabe rührte sich nicht. Mit einem namenlos unglücklichen, zugleich aber auch verbissenen Ausdruck starrte er, am Vater vorbei, ins Leere.

„Du sollst kommen — hörst Du nicht? Deine Mutter wartet!“

„Ich komm' nicht!“ Wolfgang murmelte es; kaum daß er die Zähne voneinander brachte.

„Was —?!“ Sprachlos, ganz benommen von so viel Frechheit, starrte der Mann den Knaben an.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rache.

Von Karl Busse.

In den stillen, heißen Nächten, wo die ganze Welt mit angehaltenem Atem auf etwas wartet, hört man auf weite Entfernung die einzelnen Laute.

Man hört einen Wagen noch rollen, der lange schon vorüberfuhr. Als unbestimmtes Geräusch hat man es im Ohr, bis ein stärkerer Klang die Gewißheit gibt, daß es wirklich noch die ferneren Räder sind, die das Schweigen unterbrechen.

Man hört das feine Rascheln, wenn ein Vogel sich im Schilf bewegt, und Blätter aneinanderzittern. Man hört die Käse selbst schleichen, so lautlos ihre Samtpfoten auftreten. Man glaubt selbst das Unhörbare zu hören: den Flug der Eule, den Flug der Fledermaus. Die Spannung, die über der ganzen Erde liegt, ist zu groß. Und als erschreckt die horchende Welt, leuchtet es manchmal am Horizont auf und ist gleich wieder dunkel.

Im Dorfe klingt eine Tür. Dem kurzen, hellen Ton folgt ein Anarren.

Nur Nicislav, der alte Nachtwächter, vernimmt es nicht. Er ist halb taub und denkt zu viel nach, wenn er am Schulhause sitzt und in die Sterne sieht.

Jetzt ein Schatten, der breit über einen Zaun fällt. Es ist der Zaun am Gehöfte des Kozmians. Der Schatten geht vorwärts. Wer ist das? Wilka Nej, der Singvogel! Wer sie vor zwei Wochen sah, erkennt sie nicht.

Das ganze Dorf hörte es, wenn sie sang. „Sie muß klumpen und klappern, singen und reden,“ sprach ihr Vater, der Tagelöhner. Und der Nachtwächter drohte: „Jungfer, Jungfer, die Vögel, die zu früh singen, holt am Abend die Raß.“

Keine Klapperte auch so mit den Eimern wie sie, wenn sie zum Brunnen ging. Und wer tanzte besser als Wilka Nej? In sieben Dörfern hätte man das Wunder suchen können. Einst stand sie am Bache, der durch die Wiesen ging, mit drei anderen Dirnen. Da kamen fünf Burschen, saßen sich an den Händen und schlossen mit Lust und Lachen einen immer engeren Kreis um die harmlos scheltenden Mädchen. Wer frei sein wollte, das war die Bedingung, hatte sich durch einen Fuß bei jedem Burschen extra loszulaufen. Kreisend taten's die anderen. Wilka Nej jedoch sagte:

„Ueber fünf Mäuler lauf' ich nicht. Aber was meint Ihr dazu — wer mir nachspringt über den Graben, der soll den Fuß kriegen.“

Und sie schürzte die Röde, nahm einen starken Anlauf und sprang über den Bach. Sie sprang so, daß sie vorn mit den Händen in die Gräser griff. Um ein Haar wäre sie mit dem linken Fuß abgeglitten. Doch sie kam trocken hinüber.

Der erste und zweite sprang. Der eine viel zu kurz. Die Dirnen freischien, als das Wasser emporschlug. Der zweite wäre fast drüber gewesen, doch er glitt ab und fluchte, als er das Wasser im Stiefel verspürte. Dem vierten und fünften ging es nicht besser. Nur der dritte kam heil ans jenfeitige Ufer.

„Was ich gesagt hab', hab' ich gesagt. Vier Mäuler sind gestopft. Da —“

Und lachend, ohne sich zu zieren, drückte sie dem einzigen, der ihr den Sprung nachgemacht, einen Kuß auf die Lippen.

„Nun hast Du was rechtes! Heb's Dir auf, bis Du alt bist!“ Aber sie selbst hütete sich, den Sprung noch einmal zu riskieren.

Natürlich waren die Burschen hinter ihr drein, wie der Teufel hinter der Seele. Manchen sah sie auch freundlich an, aber nur nach einem drehte sie sich um. Wenn sie den einen sah, füllte Glanz ihre Augen, und ihr rundes, rotes, etwas breites Gesicht lachte, und sie wiegte sich. Aber sie konnt' auch traurig vor sich hinsehen. Sie war abergläubisch wie alle ringsum, und wenn Vogelzug und Blütenblatt ein schlimmes Orakel sagten, fürchtete sie sich, und wenn das Krüzchen schrie und der Totenwurm bohrte, lernte sie das Zittern. Das Dunkel scheute sie und sie ging am liebsten mit den Zittern schlafen — sie selbst ganz ursprünglich, gesund, kräftig und in allem, was sie fühlte, in Liebe, Haß, Furcht einfach und ungebrochen.

Die Nacht ist noch immer heiß und still; der Himmel leuchtet noch manchmal. Im fahlen Schein läßt sich das Gesicht erkennen: es ist wirklich Witka Rej. Wohin geht sie durch das Dunkel, das sie scheut? Rauft sie der Lieb' nach, die im Walde auf sie wartet? Aber ihr Gesicht ist verstört, ihre Augen sind irr, ihre Lippen zusammengepreßt. Unordentlich steht ihr das Haar um den Kopf.

Sin und wieder zögert der unruhige Fuß. Sie erschrickt, als fehle ihr plötzlich das Verständnis für sich selbst. Regte sich da nichts vor ihr? War's ein Igel? Stieß ein Maulwurf empor?

Sie schauert kurz zusammen. Faltten treten auf ihre Stizn, als dränge sie alle Gedanken angestrengt auf eins. Und dann gibt es kein Zögern mehr. Nach dem Walde hinüber blicken die Augen. Man muß leise reden von denen, die nicht mehr auf Erden wandeln. Leise red' ich von Bladel Odhnic. Er war ein Holzfaller. Am Walde wohnte er. Vögel und Bäume, Wolken und Winde kannte er. Die Spechte waren seine Freunde, aber den Eichfähen drohte er und den Krähen und Wandersalken sah er finster nach.

Wenn er des Abends müde die Axt schulterte, die kurze Pfeife mit vorschriftsmäßigem Dedel anzündete, und neben seinem Freunde Wenzel nach Hause ging, geschah es manchmal, daß sie über den Wald ins Neden und Streiten kamen.

„Ich bin ein Waldhase,“ sagte Bladel Odhnic.

„Und ich,“ entgegnete Wenzel, „einer vom Feld. Der Wald ist immer gleich. Doch der Ader, psia krew, ist jeden Monat anders.“

„Aber niemals größer als so,“ erwiderte Bladel und zeigte mit der Hand die Höhe der Nehren an. „Ohne den Wald möcht' ich nicht leben. D'rin geboren, d'rin gearbeitet, d'rin gestorben, wenn die letzte Pfeife geraucht ist.“

„Und d'rin geliebt,“ fügte Wenzel hinzu und spähte scharf hinaus. „An der Eiche gib't's was Helles; das wirst Du kennen!“ Einen Waldhäsigen hatte Bladel Odhnic sich genannt. Er war eher wie ein Inorriger Stamm, wenn er sich aufrichtete wie jetzt. Zwei Finger steckte er in den Mund — ein gellender Pfiff ertönte, dem ein Juchzer von weitem antwortete.

Da schlug sich Wenzel regelmäßig in die Büsche.

„Es ist genug, wenn der Wald zusieht, Freunden. Wann willst Du heiraten?“

„Wenn die da den Winterpelz anzieht,“ gab Bladel zurüd und wies auf eine Eichlaste die von Wipfel zu Wipfel sprang.

„Biel zu früh“ murkte der andere; aber sein Freund hörte nicht mehr. Er war schon weit davon. Er ließ bald die Axt fallen, die er tagsüber geschwungen, und schwang etwas anderes, schwereres: Witka Rej mit dem roten, runden, lachenden Gesicht.

Denkt sie jetzt daran — jetzt, wo sie unruhig durch die ruhige Nacht schleicht?

Zimmer näher kommt der Wald. Es ist ein großer, schöner, alter Wald, den weit drüben die Chaussee durchschneidet. Viel gemischter Bestand, aber hauptsächlich doch Kiefern, die sich mächtig in die Höhe recken. In der schwülen Stille stehen sie da wie aus Stein gehauen, keine Nadel regt sich. Nur durch Moos und trodene Gräser, am Boden hin, läuft manchmal ein elektrisches Knistern.

Witka Rej geht durch den Wald mit Schritten, die sich vorwärts tasten. Das Umschlageloch verdeckt einen Arm, in dem sie etwas hält, den anderen hat sie leicht vorgestreckt.

Sie will nach der gewaltigen Eiche, wo sie auf Bladel Odhnic Abend für Abend gewartet hat.

Abend für Abend! Der Pfiff, der Juchzer — noch eine Minute, und ihr Haar stieß an die Eichenblätter, so hoch schwang sie der Starke.

„Daß mich los, Wilder!“ schrie sie. Doch es klang wie „Haß noch fester zu!“

Und er: „Gurrtaube, wo ist Dein Mäulchen?“

„Biel zu hoch für Dich!“

„Nein,“ sagte er, „gerade richtig.“ Da küßte er sie. Sie sahen dann still. Das Abendrot brannte wie Feuer durch die Bäume, daß jedes Blatt, jede Nadel sich gegen das rote Gold abzeichnete. In einem Aste trommelte ein Specht; er musizierte sich selbst oder der Spechtin zu Gefallen. Als Witka Rej sich vorbeugte und nach ihm spähte, drehte er den klugen Kopf fast wie ein Wendehals, leitterte an die andere Seite des Stammes und slog in Wellenlinien davon. Man vernahm bald darauf seinen fröhlichen Spektakel über die gelungene Flucht.

„Hörst Du, wie die Schwestern Dich rufen,“ sagte Bladel und biß den langen Stil einer Grasnelle in Stüde. Das dunkle Ruden der Wildtauben kam von fern.

Da rüdte Witka Rej ein Endchen weg von ihm.

„Wo-Tauben sind, ist der Räuber nicht fern,“ antwortete sie lachend und wies in die Höhe. Zwei Wandersalken kreisten oben, den eine senkte den Flug immer tiefer. Mit durchdringendem Schrei bäumte er auf. Man sah ihn unweit hoch in einem Wipfel sitzen, wo er in die Abendsonne äugte.

Und die Bäume rauschten. Die Eiche besonders.

„Sie schützt uns,“ sagte Bladel. „Sie kennt mich, sie kennt Dich. So ein Baum hat hundert Augen. Uns liebt der ganze Wald. Wenn ich Dich hoch heb', hör' ich's ganz deutlich, wie's durch die Eiche geht: „Fester, Bladel, fester!“ Und die Kiefern sagen: „Zimmer noch mal, Wöjewächtig!“ und wenn ich Dich küß', lacht alles: „Das können wir auch!“ „Hör mal genauer hin!“

Da küßte er sie und der ganze Wald tat dergleichen. Die Graaknellen neigten sich zum Moos, die Blätter zitterten gegen einander, die Vögel waren still.

Zimmer weiter hatte sich Witka Rej durch den nächtlichen Wald getastet.

Die Eiche — wo war die große Eiche, die sie beschützt hatte? Hier herum mußte sie stehen. Rauschten da nicht ihre Zweige schon? Ging nicht überhaupt plötzlich ein leises Rauschen durch Wipfel und Unterholz?

Furcht schüttelte sie. Ein leiser, noch kaum fühlbarer Luftzug hatte den Blättern und Zweigen seine wispernde Stimmen gegeben. Die Stimmen zischelten, raunten: Wir sind gerächt, gerächt!

Und plötzlich schreit Witka Rej auf. Ihr Fuß stößt gegen einen Stumpf, einen Knorren.

Es ist alles, was von der großen Eiche übrig ist.

Da streckt das Mädchen die Arme aus, das Tuch fällt herab, etwas anderes, schweres dazu. Man hört ein Glucksen. Und mit beiden Händen packt sie den mächtigen Stubben, als wollt' sie ihn aus der Erde reißen, und reißt sich nur die Finger blutig.

Sie weiß alles wieder: sie weiß, wie bekümmert Bladel Odhnic's Augen waren, als er sagte: „Morgen geht's an die Eiche. Sie muß fallen. Es ist nicht gut . . . ist nicht gut!“

Sie weiß, wie sie am nächsten Tage in der Abendsonne dem Walde zuschritt. Sie weiß, wie sie auf dem Tragholz ihr etwas entgegenbrachten, was Bladel Odhnic war und nicht war. Sie weiß, daß sie glücklich gelacht und dann geschrien hat, bis die Stimme ihr den Dienst versagte. Sie weiß, daß sie ins Moos gebissen hat wie ein Tier und dagelegen hat mit zuckendem Leibe . . .

Alles dies weiß sie. Nur später ist alles verwirrt. Sie hört die Leute erzählen. Die mächtigen Tanne waren schon um die alte Eiche gelegt, Axt und Säge hatten schon tüchtig vorgearbeitet. Auf Wadels Kommando zogen die Männer an. Aber der große König des Waldes ächzte nur. Wieder schnitt die Säge, wieder strafften sich die Tanne. „Noch ein bißchen,“ sagte Bladel und sprang hinzu, um die Säge zu führen. Wenzel half ihm. Ein Jittern lief durch den Baum. „Jetzt kommt er! Zurüd!“ Von den Tauen gezogen, sank er. Bladel war seitwärts gesprungen — nicht weit genug. Der Waldbries, im unaufhaltamen Sturze mächtige Nester der Nachbarbäume mitreißend, schlug mit donnerähnlichem Krachen hin. Lautlose Stille — und ein Schredensruf. Bladel Odhnic, der Holzfaller, stand nicht mehr. Nur die äußersten Nester hatten ihn niedergeschlagen, aber es genügte. Er lebte noch, aber schon auf dem Transport nach dem Dorfe starb er.

Die Eiche, die seine Liebe geschützt, die Eiche, an die er freudig Hand gelegt, hatte ihn mit in den Tod gerissen. Der Wald hatte sich gerächt.

Zimmer noch reißt und schüttelt Witka Rej an den Stumpf. Dann läßt sie die Arme ermattet sinken.

Das Wetterleuchten fährt immer öfter durch die Nacht, die Luft ist schwül und riecht nach Schwefel, der Wind ist nur schwach, ein zitternder Atem. Aber doch raunen die Wipfel darin.

Was raunen sie? Das Mädchen hört zu, horcht . . .

Wo ist Dein Schatz? Wo ist unser König? Dein Schatz war stark, unser König stärker. Unter der Erde liegt Bladel Odhnic. Mit der Erde hat er Hochzeit gemacht, und der Sarg war sein kaltes, hartes Brautbett.

Hat's Dir den Sinn verstört, Witka Rej? Wir hören jede Nacht Deinen Schrei. Wir hören, wie Du ans Fenster springst mit bloßen Füßen. Klopft Dein Liebster an? 's ist nur der Wind, der Wind, der durch unsere Kronen geht und über sein Grab. Und je wilder Du schreist, um so stärker rauschen wir . . . in Triumpflied.

Drohst Du uns? Hast Du uns? Wir sind stärker, stärker. Wir haben Deinen Liebsten ins Grab gebracht, wir bringen Dich ins Grab. Was willst Du uns tun?

Ein Schrei klingt durch den nächtlichen Wald. Es ist, als ob die Wipfel erschreckt einen Augenblick schweigen. Mit erhobenen Armen, mit funkelnden, irren Augen droht Witka Rej empor zu den Kronen und Stämmen.

Rache nehmen an dem, der Bladel Odhnic zu Tode gebracht, alles vernichten, was sein Sterben gesehen, den Spottenden und Raunenden zeigen, wer stärker ist. Rache gegen Machel!

Ein Raubvogelruf, heißer, kurz, tönt von fern. Einen Schrei, ihm ähnlich, stößt Witka Rej aus.

Ihre Augen glühen. Sie kann jetzt sehen, obwohl es dunkel ist. Sie sieht gehäuft die trodenen Rapsen in ganzen Massen unter den Bäumen liegen. Eine „Spechtstümiede“ nennt man das. Sie sieht die verdorrten Nester, die verdürrten Farnkräuter, die braunen vorjährigen Nadeln, das graue, knisternde Moos.

Und es ist ein Rausch, der sie überkommt, ein Rausch der Rache. Sie rafft das Reistg zusammen. Sie nimmt etwas vom Boden, daß vorhin mit schwerem Schlage hinfiel.

Rinnt da Wasser? Will sie die durstigen Kräuter, will sie die nächsten Stämme tränken? Und was redet sie in der schwülen Nacht zu den Bäumen?

Ein scharfer Geruch verbreitet sich; ein stärkeres Leuchten erhellt jetzt den ganzen Horizont. Als es berichtrunden ist, bleibt es nicht ganz dunkel. Ein Flämmchen zuckt auf, schwach, schüchtern, gewaltig. Es fällt zu Boden, es wird ausgehen.

Aber es geht nicht aus. Es beginnt seltsam zu knistern und zu knaden, neben dem ersten Flämmchen sind noch zwei andere. Zwei! Mein, fünf, zehn, zwanzig, hundert. Sie schlagen zusammen. Tausend

läuft eine feurige Welle über den Boden. Sie läuft mit wahnsinniger Geschwindigkeit; gleich Vorreitern hüpfen blaue Flämmchen voran, wie feurige Vögel flattern sie an den Kiefernstämmen empor — an zwei Stämmen, die Witka Rej vorhin getränkt hat.

Im nächsten Umkreis glüht und dampft der ganze Boden, mit leisem Knalle springen die Zapfen, die Farren lohen auf und legen sich in die feurige Welle, die immer weiter läuft. Und das Sausen wird stärker, das Knallen der Zapfen häufiger, aus dem Häuflein der vorwärts springenden Feuerreiter wird ein Haufen, aus dem Sausen ein Heer. Schon erkellt die glühende Lohe den Wald weithin, schon schütteln sich brennende Büsche, schon stürmen die roten Zungen nicht an zwei, sondern an zehn, zwölf, zwanzig Bäumen empor, sinken zurück, kommen wieder, bis sie den Stamm erfasst haben, und er dasieht wie eine leuchtende Fackel.

Alle Wipfel werden lebendig. Wie eine schwarze Wolke steigen Krähenheere aus den Zweigen, die Wanderfalken werfen sich freischend empor; Eulen schreien; mit mächtigen, von unten angeglühten Schwingen strebt ein Raibstorch von dannen. Und als hätte die Welt nun den Atem wiedergewonnen, fängt in das Sausen und Brausen der Flammen der Wind an zu blasen.

Da wird alles Blut und Flammen. Schon dröhnt es und kracht es von fallenden, brechenden Stämmen. Unberührte Wipfel gittern schon in der Glut, die zu ihnen emporsteigt. Man hört nicht mehr, ob sie rauschen, man sieht nur, wie sie angstgepackt zittern. Und nun hat die Flamme auch sie. Gleich feurigen Pinien stehen die Kiefern. Der brennende Stamm trägt ein breites, glühendes Dach. Von Wipfel zu Wipfel springen die roten Zungen schon. Das Sausen wird zum Losen, keine Minute, wo nicht das furchtbare Krachen ertönt und ein Wirbel von Rauch und Funken emporschlägt. Aber der gestürzte Stamm wird unten weitergefressen von den gierigen Flammen, die sich nicht Ruhe und Raft gönnen.

Der Schein der gewaltigen Feuerwohle, die sich unaufhaltsam dahinwälzt, schlägt über den Himmel und leuchtet über die Felder. Selbst Mieseslaw, der alte Nachtwächter, der am Schulhaus sitzt und in die Sterne sieht, merkt schließlich, daß etwas nicht in Ordnung ist, denn seine Sterne stehen in rötlichem Schimmer, der immer heller wird, und in dem sie erkranken. Da seht er das Horn an.

Dumpf, in alle Häuser Entsetzen tragend, tutet das Horn. Der Schall, ewig wiederholt, tönt langgezogen bis hin zum brennenden Walde.

Bis jetzt hat Witka Rej nur immer dumpfe Schreie gehabt und in das Fressen und Brausen der Flammen geschaut, die sich in ihren funkelnden Augen spiegeln. Weit in die Felder hat sie zurückweichen müssen — Schritt für Schritt, zurückweichen vor der furchtbaren Glut, die aus dem Feuermeer strömt.

Jetzt hört sie das Tuten, und da lacht sie grell, triumphierend, lacht, lacht, lacht . . .

Leute strömen herbei, die Spritze raffelt heran, die Förster kommen . . . Es ist Wahnsinn, hier überhaupt Rettung zu versuchen. Das sieht jeder. Bis zur Chaussee muß der Wald preisgegeben werden. Zur Chaussee drängt alles. Unaufhörlich gibt die Spritze Wasser auf die Bäume, die jenseits der Straße stehen. Hunderte führen den Spaten, vertiefen den Graben, tragen die Moosschicht ab, damit nichts mehr für die roten Zungen übrig bleibt.

Um Witka Rej kümmert sich keiner. Sie steht noch immer im Felde . . . wieder allein. Sie sieht jauchzend in das Brausen und Losen. Mächtige Aeste, schon glühend, steigen wie von unsichtbaren Händen geschleudert empor und wirbeln in der Luft umher. Die Flammen von unten und oben begegnen sich, und in das Krachen der stürzenden Stämme, in das Tuten vom Dorf, in all den Aufzehr hört man das erschrockene Piepsen irgend eines kleinen Vogels, der in den brennenden Wald hinein will, dem das Nest zerstört ist, den die Glut immer von neuem zurücktreibt.

Aber Witka Rej lacht . . . lacht . . . lacht.
Der Wald, der Bladel Odhnic begraben, ist vernichtet.
Sie hat ihre Rache. —

Kleines feuilleton.

—r— **Gegner der Todesstrafe im Altertum.** Das bekannte Bibelwort, das von Mardern gegen die Abschaffung der Todesstrafe ins Feld geführt wird: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll durch Menschen vergossen werden“, und die im mosaischen Gesetzbuch auf zahlreiche Verbrechen gesetzte Todesstrafe hinderte mehrere talmudische Autoritäten nicht, ihren Widerwillen gegen die Todesstrafe an den Tag zu legen resp. ihren Vorschlag zu verhindern. In der Mishna h (der älteren Partie des Talmud, um 200 nach Chr. v. abgeschlossen) heißt es: „Ein Gerichtshof, der einmal innerhalb sieben Jahre ein Todesurteil fällt, heißt ein mörderischer.“ Ein Autor fügt hinzu: „Sogar innerhalb heiliger Jahre.“ Zwei andere Autoren erklären: „Wären wir Mitslieder eines Gerichtshofes gewesen, so wäre niemals ein Todesurteil verhängt oder vollstreckt worden.“ Sie hätten nämlich, wie die Gemara h (die jüngere Partie) ausführt, solche Fragen an die Zeugen gerichtet, welche diese unmöglich beantworten konnten. Auf diese Weise hätten sie der Autorität des mosaischen Gesetzes Genüge getan.

Vor der Hinrichtung wurde dem armen Sünder ein Kelch mit einem kostbaren betäubenden Getränk gereicht, der ihn des Bewußtseins bei der Exekution beraubte. Man stützte sich dabei auf den Vers in den Sprüchen: „Gebt starke Getränke denen, die umkommen sollen und Wein den betrübten Seelen; daß sie trinken und ihres Jammers vergessen und ihres Unglücks nicht gedenken.“ Gewöhnlich wurde der Trunk von wohlhabenden Frauen zur Verfügung gestellt, andernfalls aus öffentlichen Mitteln bestritten (Traktat Synhedrin 43a). —

— **Einige Eigenarten des Ackerbaues auf den östlichen Kanarischen Inseln** bespricht Professor Sapper im „Tropenpflanzer“. Namentlich infolge heftiger Winde und Regenmangel hat der Ackerbau auf Fuerteventura und Lanzarote mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, zumal eine künstliche Bewässerung in größerem Maßstabe nicht stattfinden kann, weil es an andauernden Bächen oder größeren Wasseransammlungen mangelt. Bei genügendem Regenfall trägt der Boden, obwohl meist mit Steinen überfäet, sehr gute Ernten; aber nur da, wo eine leichte Lapillibede seine Austrocknung und übermäßige Erhitzung verhindert, sind auch bei geringem oder sogar ganz ausbleibendem Regen sichere Ernten zu erwarten. Diese Beobachtung hat nun die Bewohner der genannten beiden Inseln auf den Gedanken gebracht, dort, wo eine Lapillibede fehlte, sie künstlich herzustellen, und sie schaffen, wo Lapilli in leicht erreichbarer Nachbarschaft vorhanden ist, mit ihren Kamelen nach und nach soviel Material herbei, daß sie ihre Felder mit einer 7—10 Zentimeter dicken Schicht überbeden können. Man nennt das: den Boden sanden (aronar). Die Düngung gesandeter Felder wird in der Weise bewirkt, daß man Stelle für Stelle den Lapilliansand abhebt, den Düngstoff auf dem Boden ausbreitet und die Sandschicht wieder auslegt. Das Verfahren ist natürlich zeitraubend und deshalb mitunter recht teuer. Wie die Lapillischicht wirkt, dafür teilt Sapper folgende Erfahrung mit: Er maß in einer 8 Zentimeter dicken Lapillischicht 1 1/2 Zentimeter unter der Oberfläche 44 Grad, am Boden 30,5 Grad und 3 Zentimeter im Ackerboden nur 29 Grad Celsius. Dagegen zeigte nebenan liegender ungesandeter Tonboden in 15 Zentimeter Tiefe noch 36,5 Grad Celsius. — („Globus“.)

Humoristisches.

— **Neue Bezeichnung.** Literat (der mit einem Kompositen übers Kreuz geraten ist): „... Ueberhaupt lassen Sie mich ein für allemal in Ruhe . . . — Sie Rotenkleptomane!“ —

— **Dann!** „Was sagt denn Ihre Frau dazu, wenn Sie gelegentlich über die Schnur hauen?“

„D, ich haue nie über die Schnur; und wenn ich über die Schnur haue, dann erfährt's meine Frau nicht; und wenn sie's erfährt, dann sagt sie nichts; und wenn sie etwas sagt, dann — na freilich — dann gib't's aus!“ —

— **Der Prozeßhansl.** „Da schreibt mir mei' Advokat, daß ich den Prozeß mit mei'm Nachbarn verloren hab'! . . . Jez' weiß' i' net: soll i' weiter instanz'ln, oder soll i' lieber a' frisch's Prozeßl ansangen?!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— In Dresden hat sich eine Gesellschaft für pädagogisch-psychiatrische Forschung gebildet. Sie hat den Zweck, durch gemeinsame Arbeiten von Männern verschiedener Wissenschaften die psychischen Anlagen zu erforschen und so die Grundlagen für erzieherische, unterrichtliche und ärztliche Behandlung zu gewinnen.

— Oscar Blumenthals neues dreiaktiges Lustspiel „Das Glashaus“ ist vom Schauspielhaus erworben worden.

— „Lucassin und Nicolette“, eine neue Oper von M. Marschalk, erlebt im nächsten Winter im Stuttgarter Hoftheater die Uraufführung.

— Im Kunstsalon Schulte wird am Sonntag eine neue Ausstellung eröffnet. Sie bringt eine Auslese aus der diesjährigen Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession.

— In dem 918 Meter hoch gelegenen Städtchen Oberwiesenthal, der höchstgelegenen Stadt Deutschlands, hat der Erzgebirgsverein auf dem Marktplatz ein Alpenbeet angelegt.

— c. **Koran und Phonograph.** Der „Ulema“, die geistliche Körperschaft, die die Angelegenheiten der großen mohammedanischen Universität Al-Azhar in Kairo leitet, hat sich in seiner letzten Sitzung über den Gebrauch des Phonographen für das Rezitieren von Stellen aus dem Koran sehr günstig ausgesprochen. Es wurde erklärt, daß diese Erfindung, die den Gläubigen die Worte des Propheten laut vorsagen könne, durchaus nicht die Heiligkeit des Koran schädigen würde, sondern von großem Nutzen sein könne. Dagegen wurde ein Vorschlag, der beantragte, eine Versicherung gegen Feuer und Unfall einzuleiten, abgelehnt, da eine derartige Handlung gegen die fatalistische Lehre vom Kismet verstoße. —